

(Nachdruck verboten.)

231

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

Am 4. Juli war Saccard erst nach sechs Uhr ins Zeitungslokal gekommen. Er hatte Zantrou nicht angetroffen.

Um jene Zeit wurde es in den Geschäftsräumen leer; nur Dejoie war noch anwesend und saß im Wartezimmer auf einer Ecke seines Tisches. Saccard war schon am Aufbrechen, nachdem er zwei Briefe geschrieben hatte, als Suret mit blutrotem Kopf hereingestürzt kam, ohne sich Zeit zu nehmen, die Thüre wieder zu schließen:

„Lieber Freund, lieber Freund! . . .“

Er erstarrte fast und hielt beide Hände auf seine Brust: „Ich komme von Rougon . . . Ich bin gerannt, weil ich keine Droschke bekam. Endlich habe ich eine gefunden . . . Rougon hat von dort ein Telegramm erhalten. Ich habe es gelesen . . . Eine Nachricht . . . Eine Nachricht . . .“

Mit heftiger Geberde gebot ihm Saccard Schweigen und stürzte auf die Thüre zu, die er verschloß, da er Dejoie mit gespitzten Ohren draußen herumherschleichen sah.

„Nun, was?“

„Nun! Der Kaiser von Oestreich tritt Venetien an den Kaiser der Franzosen ab und nimmt seine Vermittlung an; dieser wird sich an die Könige von Preußen und Italien wenden, um einen Waffenstillstand herbeizuführen.“

Eine Pause trat ein.

„Das ist also der Friede?“

„Augenscheinlich.“

Mächtig ergriffen ließ Saccard, der noch keinen Gedanken gefaßt hatte, einen Fluch ertönen:

„Kreuzdonnerwetter! Und die ganze Börse ist in Vaissestimmung.“

Dann fuhr er mechanisch fort:

„Und diese Nachricht weiß noch niemand?“

„Nein, die Depesche ist vertraulich, die Note wird nicht einmal morgen früh im Regierungsblatt erscheinen. Paris wird zweifelsohne innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nichts erfahren.“

Blitzschnell kam da die plötzliche Erleuchtung. Saccard eilte von neuem zur Thüre und öffnete sie, um zu sehen, ob niemand draußen horchte. Ganz außer Fassung geworfen, pflanzte er sich vor dem Abgeordneten auf und faßte ihn an beiden Aushlägen seines Rockes:

„Schweigen Sie! Nicht so laut . . . Wir sind obenan, wenn Sundermann und seine Bande nichts erfahren . . . Verstehen Sie! Kein Wort, zu niemand in der Welt! Weder zu Ihren Freunden, noch zu Ihrer eignen Frau . . . Das ist gerade ein Glücksfall, daß Zantrou nicht da ist; wir allein wissen es, wir werden Zeit haben, zu handeln . . . O, ich will nicht für mich allein arbeiten. Sie sollen mithalten, unsere Genossen von der Universelle sind auch dabei. Aber ein Geheimnis wird bei mehreren Mitwissern nicht beobachtet; alles ist verloren, wenn morgen vor der Börse das Geringste lautbar wird.“

Suret, hoch erregt und durch die Größe des zu führenden Schlags erschüttert, versprach, ganz stumm zu sein. Alsdann verteilten sie die Rollen und beschloßen, den Feldzug sofort zu beginnen. Saccard hatte schon seinen Hut aufgesetzt, als eine Frage ihm über die Lippen kam:

„Also hat Rougon Sie beauftragt, mir diese Nachricht zu überbringen?“

„Natürlich!“

Suret hatte einen Augenblick geschwanzt: es war erlogen, die Depesche lag einfach auf dem Schreibtisch des Ministers, und er hatte die Unverschämtheit gehabt, sie zu lesen, während er eine Minute allein blieb. Da aber sein Vorteil in einem herzlichen Einverständnis beider Brüder lag, so dünkte ihn diese Lüge sehr geschickt, zumal er wußte, wie wenig sie einander zu sehen und über derartiges zu reden wünschten.

„So?“ rief Saccard, „das muß ich sagen, diesmal ist er liebenswürdig gewesen . . . Brechen wir auf!“

Im Wartezimmer war immer noch Dejoie allein. Er hatte sich bemüht, zu horchen, ohne etwas Deutliches zu erfassen. Sie bemerkten trotzdem seine fieberhafte Aufgeregt-

heit; er hatte die großartige Beute gewittert, die in der Luft schwebte, und war über diesen Geruch des Geldes so erregt, daß er zum Fenster des Vorplatzes lief, um ihnen im Hofe nachzublicken.

Die Schwierigkeit lag darin, daß man rasch und mit größter Vorsicht zu Werke gehen mußte. Deshalb trennten sie sich auf der Straße. Suret übernahm die kleine Abendbörse, während Saccard trotz der vorgerückten Stunde sich auf die Suche nach den Kommissionären, Coullissenmännern und Wechselmaklern begab, um Kaufaufträge zu geben. Diese wollte er aber verteilen und möglichst verzetteln, um ja keinen Verdacht zu erwecken; insbesondere wollte er den Anschein haben, als treffe er die Leute zufällig, anstatt sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, was auf gefallen wäre.

Der Zufall unterstützte ihn in glücklichster Weise. Am Boulevard stieß er auf den Makler Jacoby, scherzte mit ihm und gab ihm einen bedeutenden Auftrag, ohne daß dieser sich allzu sehr wunderte. Hundert Schritte weiter traf er ein großes, blondes Frauenzimmer, die er als Geliebte eines andren Maklers kannte, der Delarocque hieß und ein Schwager Jacobys war; da sie zufällig erwähnte, daß sie ihn diesen Abend erwartete, gab er ihr ein paar Worte für ihn mit, die er rasch mit Bleistift auf eine Karte schrieb. Ferner wußte er, daß Mazaud bei einem Bankett ehemaliger Mitschüler war: er richtete es so ein, daß er im gleichen Restaurant sich einfand, und änderte die ihm am gleichen Tage gegebenen Weisungen ab. Das größte Glück widerfuhr ihm, als er gegen zwölf Uhr heimkehrte; er wurde nämlich von Massias angesprochen, der vom Varietés-Theater herkam. Beide Männer schritten zusammen der Rue Saint-Lazare zu, und Saccard fand Zeit, sich als Sonderling hinzustellen, der an Hauffe glaubt, freilich nicht für sofort! Somit gab er ihm schließlich vielsache Kaufaufträge für Nathanohn und andre von der Coullisse, mit dem Bemerkten, er handle im Auftrage einer Gruppe von Bekannten, was eigentlich richtig war.

Als er zu Bette ging, hatte er für über fünf Millionen Werte Hausstellung genommen.

Am andern Morgen war Suret schon um sieben Uhr bei Saccard und berichtete, wie er bei der kleinen Abendbörse auf dem Trottoir vor der Opernpassage gearbeitet hätte. Er hatte möglichst viel kaufen lassen, aber mit Maß, um die Kurse nicht allzu sehr zu treiben. Seine Aufträge betrugen eine Million.

Da beide den Schlag für noch viel zu gering hielten, beschloßen sie, sich wieder auf die Jagd zu begeben. Sie hatten ja den Vormittag vor sich.

Vorher aber fielen sie über die Zeitungen her, zitternd, es möchte die Nachricht darin stehen, eine Notiz, eine einfache Zeile, die ihre Kombinationen über den Haufen warf. Nein, die Presse wußte noch nichts, sie stak noch tief im Krieg drin, alle Blätter waren mit Depeschen und ausführlichen Erzählungen über die Schlacht bei Sadowa überfüllt. Wenn vor zwei Uhr nachmittags kein Gerücht lautbar wurde, wenn sie e i n e Stunde der Börsenzeit für sich hatten, nur eine halbe Stunde, dann war der Coup gemacht, und der große Raubzug gegen die Judenschaft gelungen, wie Saccard sagte.

Sie gingen abermals auseinander, und jeder begab sich nach einer andren Richtung, um neue Millionen in den Kampf zu führen.

Diesen Vormittag hindurch schlenderte Saccard auf dem Pflaster umher; er sog die Luft begierig ein und hatte ein solches Bedürfnis zu laufen, daß er nach seinem ersten Gange den Wagen heim schickte. Er ging zu Kolb hinein, wo das Geklirr des Goldes ihm wie eine Siegesverheißung wonnig ins Ohr klang; er besah die Selbstbeherrschung, dem Bankier, der noch nichts wußte, kein Wort zu sagen. Hierauf ging er zu Mauzand hinauf, nicht etwa, um eine neue Order zu geben, sondern einfach um sich in Betreff derjenigen vom Abend vorher ängstlich zu stellen. Auch hier wußte man noch gar nichts. Nur der kleine Florn flößte ihm einige Besorgnis durch die Hartnäckigkeit ein, mit welcher er um ihn herumhüchelte. Die Ursache war aber einfach die tiefe Bewunderung des jungen Commis für das Finanzgenie des Leiters der Universelle, und da Fräulein Chüchü anfang, ihn schwer Geld zu kosten, so wagte er ein paar kleine Operationen; sein Traum war, die Orders dieses großen Mannes zu kennen und gleiches Spiel mit ihm zu spielen.

Nach einer raschen Mahlzeit bei Champeaux, wo ihm die große Freude widerfuhr, die pessimistischen Klagen von Moser und sogar von Billerault zu hören, die einen neuen Absturz der Kurse voraussagten, stand Saccard schon um halb ein Uhr auf dem Börseplatz. Er wollte, wie er sich ausdrückte, die Leute herankommen sehen.

Die Hitze war drückend, glühende Sonnenstrahlen fielen senkrecht herab, daß die Stufen weiß schimmerten und ihre zurückgestrahlte Wärme die Säulenhalle mit dumpfer Backofenhitze anfüllte; die leeren Stühle knisterten unter diesen sengenden Flammen, die Spekulanten standen lieber umher und suchten die schmalen Schattenstreifen hinter den Säulen auf. Unter einem Baume sah er Busch und die Méchain stehen, die bei seinem Anblick eifrig miteinander sprachen; es kam ihm sogar vor, als ob beide auf dem Punkte wären, ihn anzureden, und dann sich eines Besseren bekamen: sollten diese etwas wissen, diese niedrigen Lumpenjammler, die stets auf der Suche nach den in die Gasse gefallenen Werten waren? Einen Augenblick empfand er einen Schauer. Aber zugleich rief ihn eine Stimme, und er erkannte auf einer Bank Maugendre und den Hauptmann Chave, die mit einander stritten; der erstere nämlich war jetzt voll Spott und Hohn für das jämmerliche kleine Spiel des Hauptmanns, für diesen einen Louisdor, den der Hauptmann bar gewann, wie nach einer Reihe erbitterter Partien Piquet im Dunkel eines Kaffeehauses der Provinz. Konnte er denn heute nicht eine bedeutende Operation mit sicherem Erfolge wagen? War die Baisse nicht gewiß, so strahlend klar wie die Sonne? Und er rief Saccard zum Zeugen auf: Nicht wahr, die Baisse würde weiter gehen? Er selbst war in der Baisse stark engagiert und seiner Sache so sicher, daß er sein Vermögen hineingesteckt hätte. Diese direkte Anfrage beantwortete Saccard mit Lächeln und unbestimmtem Kopfschütteln; er empfand aber stille Reue darüber, daß er diesen armen Mann nicht warnte, den er einst so arbeitsam und mit so klarem Kopfe gefannt hatte, als er noch mit Zelttuch handelte. Aber er hatte sich völliges Schweigen vorgenommen und besaß die kalte Rücksichtslosigkeit des Spielers, der das Glück nicht stören will.

In diesem Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Der Wagen der Baronin Sandorff fuhr vorbei; er blickte ihm nach und sah ihn diesmal in der Rue de la Banque halten. Plötzlich fiel ihm der Baron Sandorff, der österreichische Botschaftsrat ein. Die Baronin wußte sicher etwas, sie würde durch irgend eine weibliche Ungeheuerlichkeit alles verderben. Schon war er über die Straße geschritten und schlich um den Wagen herum, der unbeweglich, stumm und wie abgestorben da hielt, und dessen Kutscher steif auf dem Bock saß. Inzwischen wurde eines der Fenster herabgelassen, er zog den Hut und trat höflich heran.

„Nun, Herr Saccard, immer noch Baisse?“

Er glaubte, daß dies eine Falle wäre.

„Natürlich, gnädige Frau.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i k.

Es giebt auf jedem Wissensgebiete einige oder auch nur einen Hauptstoff, der im Brennpunkte des Interesses steht. Alle Forschung scheint sich um ihn zu konzentrieren und immer auf ihn zurückzukommen. Es giebt immer etwas Neues von ihm zu erzählen. In der Geschichte unserer Erde ist dieser Hauptstoff die Eisperiode. Daß die Wissenschaft sich so eifrig gerade mit ihr beschäftigt, mag ja allerdings zum Teil daran liegen, daß die Länder, in denen die geologische Wissenschaft, die Naturwissenschaft überhaupt blüht, in ihrem Grundtod von dem Gesteinsmaterial jener Periode gebildet werden. Wir sitzen mitten drin in der Gletscher- und Moränenmasse der Eiszeit, wir stehen, wohin wir auch blicken, vor ihren Denkmälern. Allein trotzdem würde, nachdem das Feld einmal „abgegrast“ ist, das Interesse allmählich schwinden, wenn uns diese Erdperiode nicht immer noch verschiedene Rätsel aufgab. Es ist noch nicht sicher festgestellt, welches die Ursache der großen Vergletscherung der nördlichen Erdhälfte war. Und dann ist hier noch eine andre Frage zu lösen. Das Vorkommen von tierischen und pflanzlichen Ueberresten zwischen zwei Moränenschichten hat zu der Ansicht genötigt, daß es mehr als eine Eiszeit gegeben habe. Die meisten Forscher nehmen deren jetzt drei an, manche noch ein gut Teil mehr. Das Eis habe sich mehrmals auf sein nordisches Centrum zurückgezogen, um von neuem wieder nach Süden vorzudringen. In diesen „Interglacialzeiten“, den Zwischenzeiten der Eisperioden, siedelten sich Pflanzen und Tiere auf dem Gebiete an, das von

Vergletscherung frei geworden war. Gegen die Annahme von Interglacialzeiten wendet sich nun neuerdings ein bedeutender Geologe, E. Geinitz, in seiner Abhandlung „Die Eintheiligkeit der quartären Eiszeit“ (Neues Jahrb. f. Mineralogie, Bd. XVI). Auch Wilhelm Wolff tritt jetzt in einem Artikel „Zur Kritik der Interglacial-Hypothese“ („Naturw. Wochenchr.“ Nr. 26), zum Teil auf Geinitz fußend, dafür ein, daß es nur eine Eiszeit gegeben habe und daß sich während derselben nie das Eis auf den Norden zurückgezogen habe, um alsdann wieder bis an die deutschen Mittelgebirge und nach England vorzurücken. Schon Holsk hatte für Schweden nachgewiesen, daß hier nur einmal eine Vergletscherung stattgefunden habe. Die Schichten, die man in jenem Lande für interglaciale Ablagerungen angesehen habe, könnten nicht als solche betrachtet werden. Die Zurückwanderung der Gletscher während der Eiszeit hat sich also sicher nicht auf das schwedische Tiefland erstreckt, von einem Rückzug bis zu dem nordischen Centrum kann darum erst recht nicht die Rede sein. Nun waren die Ausführungen Holsk's insofern nicht ganz beweisend, als die Gletschermassen bei ihrem Vorrücken auf schwedischem Boden überhaupt wenig Material abgelagerten, vielmehr solches von ihm wegnahmen, um es im Süden erst wieder abzugeben. Von älteren Moränen- und Interglacialablagerungen würde in Schweden solches wenig zu finden sein, auch wenn es Interglacialzeiten wirklich gegeben hätte. Die Annahme, daß mehrere Eiszeiten direkt hintereinander erfolgten, und zwar in Europa in immer derselben Ausdehnung der Vergletscherung wie in Nordamerika, ist an und für sich unwahrscheinlich. Es läßt sich nicht denken, daß irgend eine Ursache — sei es welche sie immer wolle — eine so symmetrische Vereisung dreimal oder gar noch mehr Male hervorgerufen habe. Eine solche Regelmäßigkeit find wir bei klimatischen Erscheinungen in der Natur nicht gewohnt. Nun lassen sich allerdings die Ablagerungen, die sich zwischen zwei durch Vergletscherung entstandenen Schichten befinden und die organische Ueberreste enthalten, nicht wegmachen. Wie sind sie aber zu erklären? „Wenn ein Schiff sinkt“, sagt Wolff, „so hebt es wohl noch einmal den Bug mächtig empor, holt noch einmal gewaltig nach einer Seite über, ehe die Fluten es ganz hinabdrücken, aber es taucht nicht in ganzer Breite wieder auf. Sollten nicht auch die als selbständig angesehenen jüngeren Vereisungen nur lokale Uebergriffe der durch eine vielgestaltige Kontinentalfenkung der Auflösung entgegengebrachten einen großen Eiszeit sein?“

Geinitz ist nämlich der Meinung, daß die Ursache der Eisperiode darin zu suchen sei, daß die Länder, welche sich später mit Binneneis bedecken sollten, sich hoben. Durch die hohe Meeresebene erhielten sie an und für sich ein kaltes Klima, die Kälte wurde aber erhöht, da die Nordsee, überhaupt ein großes Stück des Atlantischen Ozeans — die tiefe Shetland-Rinne etwa ausgenommen — zurückgedrängt und dadurch der Golfstrom abgehakt wurde. Daß in der Frühzeit des Diluviums große Gebirgsbewegungen stattgefunden haben, dafür giebt es mehrfache geologische Zeugnisse in Nordamerika wie in Europa. Hob sich das Land, so stellte sich also die Vergletscherung ein; als es sich dann wieder senkte, schmolz das Eis nach und nach, die Eiszeit war vorüber. Auch nach dieser Annahme über die Ursache der Eiszeit ist es unwahrscheinlich, daß mehrere Vergletscherungen hintereinander stattgefunden hätten. Dagegen ist es ganz begreiflich, daß das Eis sowohl bei seinem Vorrücken, wie bei seinem Abschmelzen, als auch ferner bei seiner langen Stillstandslage nicht immer genau dieselbe Grenzlinie innegehalten hat. Ein Jahr konnte verhältnismäßig warm sein, dann wurde ein Stück Boden am Südrande des Binneneises von seiner Vergletscherung befreit, ein andres Jahr war dagegen wieder kühler. Alsdann rückte das Eis wieder ein Stück südwärts und überzog von neuem den Boden, der eisfrei geworden war. Vielleicht gab es auch längere Perioden, so wie wir sie von den Alpen- und dem grönländischen Binneneis kennen, Perioden, die vielleicht Jahrhunderte umfaßten und während derer gewisse Schwankungen der Eisgrenze vorkamen. Während dieser Zeit konnte sich auf einem eisfrei gewordenen, mit Moränenschutt bedeckten Boden eine reiche Flora und Fauna entwickeln, die natürlich beim Wiedervorrücken des Eises begraben wurde. Die sogenannten interglaciale Ablagerungen erklären sich demnach schon aus den ganz geringfügigen Grenzverschiebungen des Binneneises während seines Vorrückens und während seines Rückzuges. In Norddeutschland und Dänemark will man drei Eiszeiten beobachtet haben, aber man schreibt doch der mittleren eine weit größere Ausdehnung zu als der älteren und der jüngeren. Die mittlere war eben die eigentliche, ohne Zweifel Jahrtausende anhaltende Eiszeit, während die ältere und die jüngere nur die Oscillationen umfaßten, welche das Binneneis überall bei seinem Vordringen und gegen das Ende der Eiszeit bei seinem Rückzuge durchmachte. Man hat übrigens früher viele Eisbildungen für interglaciale angesehen, die heute niemand mehr als solche gelten lassen will. So hat man Schichten von Thon und Feinsand zwischen Gletscherbänken gefunden, Schichten, die nur durch Ablagerung im Wasser entstanden sein können. Allein es ist nachgewiesen, daß sich auch unter und im Gletschereis solche Schichten bilden können.

Wenn man nun Ablagerungen, die eine nordische Flora und Fauna enthalten, ohne Schwierigkeit aus den kleinen Schwankungen der Binneneisgrenze wohl erklären kann, so bereiten doch solche zwischen Glacialbänken gelagerten Fossilien, die von Organismen aus gemäßigtem Klima herkommen, zunächst einige Verlegenheit. Den solche wärmeliebende Wesen konnten doch nur in einem eisfreien Lande, das fern von dem Riesengletscher lag, leben. So sollte man wenigstens meinen. Und in diesem Falle müßte es also

Kleines feuilleton.

mehrere Eiszeiten gegeben haben, die durch einen Rückgang der Vergletscherung bis auf ihren heutigen Stand getrennt gewesen wären. Allein es ist sehr wohl möglich, daß die Lebewesen eines wärmeren Klimas sehr nahe bis an die Eisgrenze herangerückt sind und daß sie bei einer geringen Schwankung derselben zwischen zwei Gletscherablagerungen begraben wurden, um später als „interglaciale“ Fossilien aufgefunden zu werden. Denn wir wissen, daß auf dem Malaspina-Eisfeld in Alaska dicht am Rande eines über 300 Meter dicken Binneneises eine außerordentlich kräftige Vegetation, sogar ein Urwald mit Erlen, Pappeln, dicken Kiefern und dichtem Unterholz gedeiht. Ähnliches konnte am Saume des Landeises der Glacialperiode auch der Fall sein, und in einem solchen Walde konnten große Tiere wie Mammute, Nashörner, Pferde sehr wohl Unterlucht und Nahrung finden. Ihre Überreste konnten also sehr leicht zwischen zwei vom Binneneis abgelagerte Erdschichten geraten, ohne daß man einen totalen Rückgang der Eismassen anzunehmen brauchte. Nun muß man außerdem bedenken, daß der große nordische Gletscherherd, eben weil dort das Land sehr hoch gehoben war, seine Eismassen sehr weit in die gemäßigten Zone — bis Mitteldeutschland — vorstob. Geinitz' Annahme, daß die Vergletscherung durch Hebung des Landes hervorgerufen worden sei, setzt ja keine Verschiebung der heutigen Zonen voraus. Also konnten sich sehr wohl nahe am jetzigen Rande des Eises Lebewesen eines gemäßigten Klimas aufhalten. Allerdings konnte dies nur im südlichen Teile der Vergletscherung der Fall sein, und in der That fehlen Ablagerungen mit wärmeliebenden Lebewesen in Skandinavien gänzlich, erst von Dänemark an südwärts werden sie gefunden. Auch diese Thatfache spricht sehr zu Gunsten der Theorie von Geinitz, nach welcher bedeutende Hebungen des Glacialgebietes, zumal des Gletscherherdes, die Ursache der Eiszeit gewesen sind.

Interglaciale Ablagerungen fehlen auch, wie aus des Schweden Wilhelm Ramsfahs Werk über die geologische Entwicklung Finnlands hervorgeht, in Finnland. Dieses lag zur Eiszeit nahe am Gletscherzentrum oder bildete gar einen Teil desselben. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß dieses Land seit den allerältesten Zeiten keine Ablagerungen mehr besitzt. Direkt auf dem Urgebirgsboden, der vielleicht noch die alte unveränderte Erstarrungskruste der Erde darstellt, teilweise auch auf dem Cambrium, der ältesten Erdschicht, ruhen die Ablagerungen der Eiszeit und der Gegenwart. Die ganze übrige paläozoische Zeit, ferner Trias, Jura und Kreide und das Tertiär scheinen spurlos an diesem Lande vorübergegangen zu sein. Nun wäre es ja immerhin möglich, daß Finnland seit cambrischer Zeit immer Festland gewesen ist und daß deshalb hier nie ein Meer seine Ablagerungen absetzen konnte. Ein sehr seltener Fall wäre dies allerdings, und wenn selbst seit so unermesslicher Zeit, seit welcher in übrigen Festland und Meer wiederholt ihre Plätze gewechselt haben, Finnland nie von einem Ocean überflutet gewesen wäre, so hätten doch andre ordnungsgestaltende Faktoren, besonders der Wind, ihre Spuren auf dem Boden dieses Landes hinterlassen müssen. Wahrscheinlicher ist es deshalb, daß durch den gewaltigen Druck des Binneneises, das hier im Norden wohl eine ungeheure Mächtigkeit besaß, alle Erdschichten bis auf die harte unterste und das Urgebirge abrasirt und mit sich hinweg nach Süden getragen hat. Dasselbe ist mit Schweden und den angrenzenden Teilen Rußlands der Fall. Das Eis schuerte dieses gewaltige Gebiet blank bis auf den Grund und trug dann seine Schuttmassen hier auf. So war die Eiszeit für die Bodengestaltung dieses großen nordischen Erdstücks noch weit mehr bestimmend als für Norddeutschland, wo sie die älteren Erdschichten unberührt ließ und nur mit einer mächtigen Moränenmasse bedeckte.

Die Wirkung der Eiszeit erstreckte sich aber noch weiter als nur auf die Länder, die der Vergletscherung anheimfielen. Dadurch, daß weite Eismassen die nördliche Halbkugel bedeckten, bildeten sich hier dauernd hohe Druckmaxima der Luft, da diese kühl und trocken war, während heute die Kontinente im Sommer wärmer sind als das Meer. Während also heute die warmen feuchten Winde vorherrschen, die vom Ocean nach dem Lande kommen, wehte damals die Luft vom Festland nach den Meeren hin. Frederic William Harmer nimmt deshalb an (Quarterly Journal of the Geolog. Soc. vol. 55), daß die maritimen Winde damals viel südlicher geweht haben und daß sie auch die Sahara berührt haben, die früher ein viel feuchteres Klima besaß. Nach der Ansicht von Sauer („Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturk. in Württemberg“, Bd. 57) erzeugten die heftigen Winde der Eiszeit auch den Löß, jenen Lehm, den man oft an Rändern von Gebirgen und Flüssen findet, zumal in Süddeutschland. Zur Eiszeit waren auch die Alpen total vergletschert. Als nun das Eis zurückging, wurde das Gebiet zwischen den beiden Eiscentren, in denen ein sehr hoher Luftdruck herrschte, von heftigen, kalten und sehr trockenen Winden bestrichen. Die Tundra Landschaft, die auf dem eisfreien Boden entstand, wurde dadurch trodenggelegt. Der Wind nahm die feinen Staubpartikelchen auf und trug sie hinweg. Aus der Tundra wurde eine Steppe, an großen Unebenheiten des Bodens sammelte sich der freie Staub an und ging hier in Lehm, in Löß über. Die Lößbildungen sind in unserm Vaterlande ein ausgezeichnetes Beispiel für die erdbildende Kraft der Winde, die bei uns jetzt allerdings eine weit geringere Bedeutung in dieser Beziehung besitzen. Die direkten wie indirekten Wirkungen der Eiszeit sind jedenfalls das Imposanteste, was unsre jetzige Erd-epoche aufzuweisen hat. —

y. Despoten-Empfindlichkeit. Als die Griechen frei waren, kannten sie den Begriff der Majestätsbeleidigung nicht. Er stellte sich erst ein, als es mit ihnen bergab ging. Da finden sich zuerst merkwürdige Fälle in der Geschichte der sizilianischen Griechen, bei denen sich seit ca. 400 v. Chr. der ältere Dionys — bekannt aus Schillers „Bürgschaft“ — als fogenannter Tyrann in Syrakus etabliert hatte. Er war ein Meister im Sägen und Köpfen und allen andren landesüblichen Regierungskünsten. Dem großen Philosophen Plato passierte im Verkehr mit diesem Monarchen der tragikomische Jertum, daß er Dionys für wahrheitsfreundlich ansah und also an seinem Hofe nicht eben die Höflingsprache redete. Die Posarolle bekam ihm sehr übel; denn die beleidigte Majestät ließ den Philosophen verhaften und in die Sklaverei verkaufen, der ihn dann zum guten Glück Fremde entriß. Dionys war aber nicht bloß ein Gömmer von Kunst und Wissenschaft, sondern er hielt sich auch selbst für einen großen Künstler und schmiedete Verse in sährerer Menge. In seinem Machtbereich an deren Qualität abfällige Kritik zu üben, war eine gefährliche Sache. Das mußte der Dichter Philoxenus erfahren, den Dionys unter die Zwangsarbeiter der Steinbrüche von Syrakus einreihen ließ, weil er die königliche Poeterei sehr niedrig bewertete hatte. Einflußreiche Fremde bei Hofe baten ihn los. Er soll dann selber an den Hof befohlen worden sein, wo Dionys alsbald eines seiner unvermeidlichen Trauerspiele zu deklamieren anbot. Der unglückliche Philoxenus ward um sein Kunsturteil angegangen und erklärte statt aller Antwort: „Man bringe mich wieder in die Steinbrüche!“, was sich Dionys wegen der Komik dieser Antwort soll haben gefallen lassen. Daß er ungünstiger Kritik gegenüber soviel Sinn für Humor bewiesen habe, erscheint äußerst unwahrscheinlich, wenn man hört, wie er die in freien griechischen Mutterland an den Erzeugnissen seines dichterischen Genies geübte Kritik aufnahm. Er besaß die Dreistigkeit, 384 v. Chr. beim Nationalfest in Olympia durch Specialgesandte seine neuesten Dichtungen vorlesen zu lassen. Das Ergebnis war ein kolossaler Durchfall. Das allgemeine Lächeln und Grinsen hatte freilich nicht bloß in der Wertlosigkeit der königlichen Verse seinen Grund, sondern auch in der allgemeinen Antipathie gegen die Tyrannen, die Dionys über die sizilianischen Stammesbrüder übte. Er empfand indes die ungeheure Plamage so schmerzlich, daß er in Ermangelung der Möglichkeit, die wirklichen Majestätsbeleidiger zu kriegen, nach Tyrannenart an Unschuldigen seine Wut anstobte, indem er Leute seiner nächsten Umgebung unter allerlei Vorwänden hinrichtete ließ.

Die Zeit war damals schon nicht mehr ferne, wo auch die Bewohner von Griechenland mit Königen höflicher umgehen lernten: fünfzig Jahre nach der olympischen Scene waren sie Unterthanen des macedonischen Königs Alexander, der herkömmlich der Große genannt wird. Groß war der glückbegünstigte Eroberer des Perserreichs jedenfalls im Größenwahn, hielt er sich doch allen Ernstes für einen direkten Sprößling des Göttervaters Zeus und ließ sich demgemäß nach orientalischer Sitte anbeten. Ein freies Wort konnte er seit seinen großen Erfolgen nicht mehr vertragen, und den Namen seines irdischen Vaters Philipp mochte er überhaupt nicht hören, weil er darin eine Mahnung an dessen Verdienste um die macedonische Weltmacht und eine Bezeuflung der eignen Göttlichkeit erblickte. Die unterworfenen Perser waren die Speichelleckerei längst gewöhnt, in den macedonischen Kriegszügen aber war der Geist der hergebrachten Freiheit noch so mächtig, daß empfindliche Beleidigungen der neugeborenen, unmaßbaren Majestät ihres Führers selbst angesehenen Mitglieder des Offiziercorps unterliefen, in dem es wegen Alexanders morgenländischer Despotenmanieren zeitweilig mächtig gärte. Bei einem Banquet in Samarkand (328 v. Chr.) verließ der Kavalleriegeneral Alitus, der dem König in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte, nur einer weit verbreiteten Stimmung Ausbruch, indem er die Göttlichkeit Alexanders bestritt, das Hauptverdienst an seinen Erfolgen der organisatorischen Thätigkeit Philipps und der Tapferkeit der Soldaten beimaß und damit schloß: „Höre die offenherzige Sprache der Wahrheit oder laß sonst ab, freie Männer zum Wahl einzuladen und beschränke Dich auf die Gesellschaft barbarischer Sklaven.“ Die beleidigte, außerdem betrunkene Majestät aber geriet in einen solchen Wutanfall, daß sie den fürwichtigen Kritiker auf der Stelle mit dem Speise tödtete. Ähnlich erging es wenig später dem Geschichtschreiber Kallisthenes, der zwar zum Hoflager Alexanders gehörte, aber sich so wenig zum Hofhistoriographen eignete, daß er es wagte, den königlichen Größenwahn durch unangenehme Wahrheiten zu beleidigen. Dafür ward er gefoltert und gehängt.

Die Todesstrafe ist in den morgenländischen Despotien die herkömmliche Ahndung der Majestätsbeleidigung. Wie die Macedonier, so verfielen die gleichfalls zuvor freien Araber dem Despotismus, nachdem sie unter der Fahne des Propheten das Kalifenreich begründet hatten, und der Majestätsbeleidigungsbegriff hielt bei den Söhnen der Wüste seinen Einzug. Kaum je hat er zu tollerem Exzessen geführt, als unter der Regierung des Kalifen Harun Araschid (786—809). Die Legende hat aus diesem Nachfolger des Propheten das Urbild eines weisen, gerechten und gütigen Herrschers gemacht. So erscheint er in den Märchen von 1001 Nacht. Die Geschichte weiß davon nichts, sondern stellt Harun als einen ganz widerlichen Despoten von der größten Grausamkeit und Hinterlist dar. Beide Eigenschaften treten überragend zu Tage bei Gelegenheit einer Majestätsbeleidigung:

Affaire seiner Zeit. Harun hatte seine Schwester, die er sehr liebte, seinem Bezier Djaraf zur Frau gegeben, aber nur zu dem Zwecke, um sie ohne nach morgenländischen Begriffen, Anstoß zu erregen, immer bei sich haben zu können; keineswegs aber sollte Djaraf die Rechte eines Ehemannes in Anspruch nehmen. Aus der Scheinehe machte nun das Paar eine wirkliche. Als Harun dahinter kam, war sein Zorn über den Bezier, der auf diese Weise die Majestät des Kalifen zu beleidigen wagte, ungeheuer. Außer Djaraf selber wurden auch seine Verwandten ums Leben gebracht. Ein Freund des hingerichteten Beziers, Ibrahim Ibn Dschaman, mußte daran glauben, weil er es gewagt hatte, Djaraf zu betrauern. Harun argwöhnte dies zunächst nur. Um der Sache auf den Grund zu kommen, lud er Ibrahim zu sich, machte ihn betrunken und redete ihm ein, daß ihm die vorerwähnte That nun leid thue. Ibrahim glaubte an die vorgespiegelte Reue des Kalifen und gestand nun selber, daß er das Verfahren gegen Djaraf nicht billige. Da schrie Harun ihn an: „Gott verdamme dich!“, und der überführte Majestätsbeleidiger mußte sterben.

Näher, als diese erotischen Kuriositäten liegen uns die Majestätsbeleidigungs-Prozesse im alten Rom; denn von da haben wir den Begriff der Majestätsbeleidigung bezogen. Die Römer selbst kannten ihn erst in der Zeit des Verfalls — wenigstens im heutigen Sinn; vor der Kaiserzeit konnte man bloß die Majestät des Volkes beleidigen, und zwar nicht durch Worte, sondern durch Thaten, wie Erpressungen in den Provinzen, Kompetenzüberschreitungen gegen Bürger usw. Mit der Monarchie aber erschienen die Majestätsbeleidigungs-Prozesse auf der Bildfläche und wurden mit allen Eifer betrieben. Es ist schier ungläublich, worin alles die Erfindungsgabe der römischen Kaiser und ihrer Werkzeuge Majestätsbeleidigung erblickte. Man beging eine solche, wenn man eine Kaiserstatue beschädigte oder auch nur verkaufte, wenn man mit einer Münze, die des Kaisers Bild trug, in eine öffentliche Bedürfnisanstalt ging, und dergleichen mehr. Unter Domitian ward eine Frau hingerichtet, weil sie sich bei einer Statue des Kaisers entleibet hatte. Ein Dichter ward unter demselben getötet, weil er in einem Stück unter mythischen Gestalten eine Ehescheidungsaffäre des Kaisers gegeißelt haben sollte. „Dieser Mensch“, meint der jüngere Plinius einmal über Domitian, „war wahnsinnig und mit wahrer Ehre unbelannt, der Majestätsverbrechen in der Arena sammelte und es so auslegte, daß er geringgeschätzt und verachtet werde, wenn wir nicht auch seine Gladiatoren verehrten.“ Unter Caligula ward eine Menge von Leuten hingerichtet, weil sie während einer Krankheit des Kaisers nicht genügend Trauer gezeigt hatten. Sein Vorgänger Tiberius, unter dem die Best der Majestätsbeleidigungs-Prozesse zuerst mächtig um sich griff, ließ dieserhalb unter andern einen Dichter hingerichten, weil er in einem Drama den mythischen Griechenkönig Agamemnon keine glänzende Rolle spielen ließ. Die Spitzerei und das Denunziantentum wurden systematisch gezüchtet. „Unter dem Kaiser Tiberius“, sagt Seneca, „war die Anlagewut häufig und fast allgemein, die schlimmer als irgend ein Bürgerkrieg den Staat ruinierte. Aufgefangan wurden die Aeußerungen Betrunkener, die Einfalt Scherzender; nichts war mehr sicher; jede Gelegenheit zum Rajen war willkommen“. Tiberius war verfolgungswahnsinnig, und auch diejenigen unter seinen Nachfolgern, während deren Regierung die Seuche der Majestätsbeleidigungs-Prozesse in großem Stile grassierte, trankten an dem Uebel, das man nach ihnen Cäsarenwahnsinn genannt hat. So bewahrheitete sich an den römischen Kaisern der Satz, daß, was keine Kritik verträgt, unter aller Kritik ist. —

Musik.

Ostern. Es fällt uns für gewöhnlich wohl gar nicht auf, daß unsre Kunstpflege so gut wie nichts Rechtes mit den Jahreszeiten zu thun hat. So lange die Kunst zum Gottesdienste gehört oder gehörte, also „sakralen“ Charakter besaß, nahm sie an dem teil, was man die religiösen Wälder des Jahres nennen könnte. In unsrer weltliches Musiktreiben gerieten davon nur noch geringe Spuren hinein. Zu Weihnachen und zu Ostern bekommen wir meist einiges davon zu hören, voran die vielberühmten Kompositionen Bachs für diese Festzeiten. Außerdem aber wird die Ostertwoche, samt der ihr benachbarten Zeit, benötigt zu diesen und jenen sonstigen Hauptaufführungen, zu markanten Abzählüssen von Konzerten, und dergleichen mehr. Interessant ist nun das Halbe, das Inkonsequente, das Widerspruchsvolle in vielem derartigen. Religiös ist es nicht, und recht irdisch ist es auch nicht; nicht recht gegenwärtig und nicht recht historisch. Eine Aufführung von Mendelssohns „Paulus“ am neulichen Sonntag, die heute wiederholt werden soll, bietet ein so charakteristisches Beispiel dafür, daß wir bei ihr etwas verweilen dürfen. Kaum ist in die Geschichte die lebensfrische Weltanschauung Jesu eingetreten, so wird sie von dem Hallucinationsfanatiker und eigentypig genialen Agitationschriftsteller Saulus-Paulus in das verdreht, was von da an als „Christentum“ durch die Welt geht. Gegen 18 Jahrhunderte später kommt der geistvolle Jude Mendelssohn mit seinem rührenden Bestreben, in dieses Christentum und in seine germanische Musikprägung einzudringen, das ihm denn auch bis zu ein oder anderthalb Millimeter unter der Oberfläche gelingt. Natürlich ist jenes „Paulus“-Datorium nicht etwa der Ausdruck eines nach Erkenntnis und religiösen Neubildungen ringenden Geistes, der einen großen

Teil der Menschheit zu der Meinung gebracht hat, man brauche nur an eine Person glauben und sei dadurch „gerechtfertigt“. Bewahre! Eine geschickte und süße Musik, die man sich überall und auf jeden ihr äußerlich anzupassenden Text, etwa mit dem Thema einer Frühlingsfeier, ebenfalls könnte wohlschmecken lassen: das ist der „Paulus“. Und schließlich sibt unfer-einer in der „Garnisonkirche“ und läßt sich vom „Ausich“ zur Veranstaltung von Volksaufführungen“ das Oratorium vorpielen — nicht etwa schlecht, nein, recht gut, zumal dank Herrn Musikdirektor C. Mengewein und der auch ihn mitreisenden Musik, wenn auch weniger dank dem Soloquartett.

Daß uns doch gerade die Solisten so häufig den Genuß der Dratorien verderben müssen! Als am Montag Professor F. Gernsheim mit dem Sternschen Gesangverein die ewig neue Missa solennis von Beethoven auführte, in Chor und Orchester verhältnismäßig sehr gut, da war das Soloquartett trotz alles Strebens nach Ausdruck doch kaum zu brauchen. Ein berühmter Bariton = Deklamator zu heulenden Tenortönen hinaufgezwungen, usw.! Der Schaden sibt tiefer: wir haben keine rechten Dratorienfänger, weil wir eben kein rechtes Verhältnis zum Dratorium, sei es zum weltlichen oder sei es zum geistlichen, haben, so wenig wie unsre Zeit etwa einen Verus zum Dom-bau hat. Daran ändert auch Wilhelm Rudniks Dratorium „Der verlorene Sohn“ nichts, so gerne wir auch dieses neue Wert mit all seinen Unvollkommenheiten einmal in Berlin möchten aufgeführt sehen. Ob unsre alte Freundin, die „Volks-Sing-Akademie“ zu Dresden, an jenem Umstand etwas ändert, läßt sich aus der Ferne nicht erkennen; daß sie fruchtbarere Wege wandelt und soeben ihr jüngstes Konzert bei einer Ausgabe von mehr als 10 000 Billets dreimal geben kann, entnehmen wir mit Vergnügen den uns vorliegenden Materialien.

Aber nun auch wieder einmal in die vollen Fluten moderner Komposition hinein! Das heißt diesmal: in das Dienstags-Konzert des „Berliner Tonkünstler-Orchesters“ unter Richard Strauß. Es fand diesmal in der Sing-Akademie statt, und hier wollen sich diese „Modernen Konzerte“ für den nächsten Winter festsetzen, nachdem wir in ihnen lange genug bei Kroll gefröstelt haben. Zwar das neue Violinkonzert op. 33 unfres wohlangeesehenen Philipp Müller ist keine Revolution, enthält vielmehr gar große Quantitäten von verbrauchtem Zeug, das sonst im Eimer hinausgetragen wird, und erhebt sich hauptsächlich nur im langsamen Satz zu größerem — ist übrigens eine Gabe an die Violinisten, für welche diese um ihrer speziellen Sache willen dankbar sein können und für welche Herr Konzertmeister Alfred Wittenberg in der That durch sumigen Vortrag dankbar war. Dagegen der „Feierliche Marsch“ op. 5 eines jungen Hans Schilling-Ziemhen ist eine kunstvolle Mache und verdienstlich dadurch, daß er den landläufigen Festmärschen etwas Ordentliches gegenüberstellt — was an solchen Märschen geleistet wird, danach wollen wir lieber gar nicht fragen. Nur hätte der Komponist so etwa zwei Drittel des Reich-tums seiner Partitur ruhig sparen können: es würde noch immer viel übrig geblieben, das übrige aber plastischer geworden und der hübsche Gedanke der Einfügung eines zweiten, kleinen Blechordchesters zu klarerer Geltung gekommen sein. So recht unentbehrlich er schien auch nicht die Singstimme in zwei Fiedern mit Orchester von Richard Strauß (zu Uhlands „Das Thal“) und von Friedrich v. Schirach (zu C. F. Meyers best modernem „Lethé“). Das sind Programm-musiken für Orchester, bei denen die Singstimme so ungefähr wie eine Bassklarinette behandelt ist. Herr Paul Knüpper sang wunderschön, so viel man in dem Trubel überhaupt hören konnte; wenn er jedoch überhaupt nicht geungen hätte, so würde nicht viel zu vermissen gewesen sein.

Was aber Leo Blech in seiner „Waldwanderung“, Stimmungs-bild für Orchester, op. 8, gab, zeigte wieder, daß dieser Komponist ein ganz einziger Meister der Ton-Darstellung von Natur-Eindrücken ist. Eine solche feine Verwendung der Bläser zur Wiedergabe ländlicher Stimmungen, ohne große Naturmalerei, findet sich nicht bald irgendwo. Gern hätte ich den Leser neulich bei mir gehabt, als ich zufällig dazu kam, meinen Vorrat von Operntexten zu ordnen. Ueber welche Gräber wandelt man da! Man schlägt sich vor die Stirne: ist's möglich, daß dafür und dafür einst so viele Künstler angestrengt wurden, um etwas ans Licht zu bringen, das im Dunkel zu ruhen allen Grund hat?! Leo Blechs Dorf-idylle von neulich, „Das war ich!“, gehört nicht dazu und wird dies wohl noch einleuchtender machen, wenn es dereinst hoffentlich in einer besseren Aufführung zu uns kommt. —

Humoristisches.

— Verzwickter Fall. Mama: „Sei doch nicht so geizig. Laß Dein Bräuderchen ein bißchen mit Deinen Narmeln spielen.“
Tommy: „Ich hab' ihm schon sechs gegeben und er hat sie behalten.“
Mama: „Er wird sie Dir schon wiedergeben.“
Tommy: „Das glaub' ich nicht; er hat sie ver-sch-lu-d-t.“ —

— Beim Arzte. Piccolo (der eine Kopfswunde hat und vom Arzte sehr sorgfältig behandelt und verbunden wird): „Herr Doktor, machen Sie es nur ordentlich, dann sollen Sie auch ein gutes Trinkgeld von mir bekommen.“ — („Jugend.“)